

Frauen, wir haben ein Präsenzproblem!

Autor(en): **Zoe, Dolores**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen**

Band (Jahr): - **(2015)**

Heft 49

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Frauen, wir haben ein Präsenzproblem!

Drei feministische Veranstaltungen zeigen:
Damit neue feministische Impulse Zukunft haben,
braucht es aktiven Austausch zwischen den
Generationen bewegter Frauen. Denkanstösse aus
differenzfeministischer Perspektive

von DZ

Im Februar 2015 luden Lisa Schmuckli und Li Hengartner ins RomeroHaus nach Luzern. *Fare Diotima - eine andere Politik* war der Titel der zweitägigen Veranstaltung. Eingeladen war die italienische Differenzfeministin und Sprachphilosophin Chiara Zamboni. Inhaltlich ging es um das, wofür Zamboni zusammen mit vielen anderen Frauen einsteht: *Fare Diotima*, eine Form der Frauenpolitik und -philosophie, welche die Beziehung und Differenz von Frauen ins Zentrum rückt. Entstanden war diese bemerkenswerte Bewegung in den 1970er-Jahren, als in Italien die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs und diverse Gleichstellungsartikel verhandelt wurden. Damals begann sich eine Gruppe von Frauen dezidiert gegen eine durch das Patriarchat diktierte Gleichstellungspolitik zu wenden. Diese Frauen wollten vor aller Gesetzgebung erst einmal entdecken, was sie eigentlich wollten. Sie trafen sich in Frauenbuchläden und zu gemeinsamen Ferien, in denen sie diskutierten, erzählten und irgendwann auch zu schreiben begannen. Aus der Erfahrung dieses neuen Zusammenseins und -denkens unter Frauen resultierte die programmatische Ausrichtung des italienischen Differenzfeminismus: vom eigenen Begehren ausgehen und die weibliche Freiheit als Wert an sich begreifen. Diese Geschichte erzählte Chiara Zamboni in Luzern und stellte fest: Damals waren diese Frauenräume als Selbsterfahrungsgruppen äusserst wichtig für den Austausch und die Selbstbestimmung der Frauen. Zambonis Anschlussfrage, was Frauenräume heute sein können oder sollen, blieb unbeantwortet im Raum stehen.

Wie werde ich Aktivistin?

Am 14. Juni 2015 veranstalteten die Gewerkschaften *Unia* und *vpod* in Zürich unter dem Schlagwort *Aktivistin.ch* einen Workshop und eine Podiumsdiskussion mit Anne Wizorek, der Twitterin von *#Aufschrei*, und Katrin Gottschalk, der Redakteurin des *Missy Magazine*. Teilnehmende waren 40 Frauen vornehmlich jüngeren Alters, die über die vorgängig vorgegebenen Themen Körperpolitik, Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie Lohngleichheit diskutierten. Die Diskussion war von Beginn an lebhaft. Fräppant war, wie hemmungslos Erlebnisse

und Erfahrungen preisgegeben wurden: Frauen erzählten von ihren Erfahrungen mit sexuellen Übergriffen, von Diskriminierungen bei Bewerbungsverfahren («Planen Sie in den nächsten drei Jahren eine Familie?») und dem Fluch des Körperkults. Hier schien sich tatsächlich etwas zu manifestieren, worum die Frauen der 1970er-Jahre noch hart kämpfen mussten: eine Sprache zu finden für ihre Erfahrungen sexueller Gewalt und patriarchaler Unterdrückung. Anglizismen flogen durch den Raum: Neben *body politics* war von *slut shaming* und *victim blaming* die Rede. Da war eine Generation Frauen am Werk, die eine neue Sprache gefunden hat, um ihre Erfahrungen zu teilen: ein an Online-Netzwerken geschultes Denglisch. Je länger der Workshop dauerte, desto stärker machte sich aber auch der repetitive Charakter der Geschichten bemerkbar. Die Frauen solidarisierten sich in ihrer Empörung und Frustration. Und dann? Bei der Frage, was wir denn nun konkret zu tun gedachten, blieb es ernüchternd still im Raum. Klar artikuliert wurde der Wunsch nach mehr Austausch und Aktivität – aber über den Vorschlag von einer Facebook-Gruppe, Mailigliste oder einem WhatsApp-Chat ging das nicht hinaus. Schliesslich waren es die gewerkschaftlichen Organisatorinnen, die den Lead übernahmen. Mit einer Gruppe junger Frauen planen sie seither eine Kampagne (noch eine!) zum Thema Lohnleichheit.

Wie werde ich Feministin?

Das *Feministische Politikwochenende* (FemWo) fand vom 9. bis 12. Juli 2015 in einem Lagerhaus in der Nähe von Zürich statt. Frauen aus dem Umfeld des *Frauen*bündnis Zürich*, welches jeweils die Frauendemo vom 8. März organisiert, hatten das FemWo ins Leben gerufen und ein reichhaltiges Programm mit theoretischen und handwerklichen Workshops, Filmabend, Konzert und köstlicher Verpflegung zusammengestellt. In diesem geschützten Raum kamen rund 80 Frauen, mehrheitlich aus links-autonomen Kreisen und unterschiedlichsten Alters, zusammen. Neben den Workshops, in denen Frauen von Frauen lernen konnten, war das *Zusammensein* wesentlicher Bestandteil dieses Wochenendes. Dabei fiel mir jedoch eine Segregation auf, die mich nachdenklich stimmte: Frauen der älteren Generation blieben mehrheitlich unter sich. In den Workshops, die eher didaktischer Natur waren, kam die Frage nach der Meinung der jungen Frauen kaum auf. Auch in privaten Begegnungen schien es nicht relevant zu sein, weshalb wir jungen Frauen uns überhaupt für Feminismus interessierten, wie wir uns organisierten oder aufgrund welcher gesellschaftlicher Analysen wir den Feminismus heute neu leben wollten.

Was ich am FemWo bemerkte, war für einmal nicht die Trennung der Geschlechter, sondern jene der Altersklassen. Diese Segregation manifestierte sich für mich in einer Form von Bevormundung, die ich als «feministischen Maternalismus» bezeichnen würde: Langjährige feministische Aktivistinnen lassen uns spüren, dass wir jungen ja nicht auf die Idee kommen sollten, den Feminismus neu zu erfinden (Stichwort: Das haben wir alles schon mal gedacht und gemacht!). Zwar gab es am FemWo keine Gewerkschafterinnen wie bei *Aktivistin.ch*, die das Heft in die Hand nahmen, aber die Deutungshoheit über feministische Geschichte blieb trotzdem bei «den Alten». Auch diese Haltung ist eine Form von Hegemonie und Machtpolitik, denn sie verhindert den Dialog und die Auseinandersetzung; Widerspruch und Debatte um feministische Inhalte und Aktionen bleiben verhalten.

Was ist unsere Politik?

Die Gewerkschaften verschnüren die Wünsche und Ideen junger Frauen in althergebrachte Themenpakete. In links-autonomen Kreisen ist kaum Platz, um unsere Anliegen neu zu artikulieren. Wie aber können wir es schaffen, dass Frauenräume gemeinsame Handlungsräume werden? Und wie können wir erreichen, dass die Frauenbewegung gemeinsame Geschichte wird? Diese Fragen beschäftigen mich nicht erst seit den Veranstaltungen *Aktivistin.ch* und FemWo. Sie stellten sich mir bereits nach der *Diotima*-Tagung in Luzern. Dorthin muss ich zurückkehren, um sie (vorläufig) zu beantworten.

In ihrem Referat erzählte Chiara Zamboni nämlich nicht nur die Geschichte des italienischen Differenzfeminismus, sondern legte uns auch ihre Sicht einer ‹anderen Politik› dar. Ausgangspunkt der Politik von *Fare Diotima*, wie sie Zamboni und andere Frauen entwickeln, ist die ‹Präsenz›: eine politische Praxis, die vom Persönlichen und gegenwärtig Anwesenden ausgeht. Dieser Ansatz kann in Abgrenzung zur ‹offiziellen Politik› verstanden werden. Letztere im Sinne einer Politik der Repräsentation, die in staatspolitischen Zusammenhängen vorherrscht, das Abwesende objektiviert und durch politische Formalisierungen die Beziehung zum Gegenwärtigen kappt. Darum handelt es sich bei dieser Politik aus Sicht der Differenzfeministinnen um eine ‹sekundäre Politik›, die stets auf das Vergangene verweist, es zu fassen und zu systematisieren versucht. Die ‹primäre Politik› der *Diotima*-Frauen hingegen ist präsentisch und weist in die Zukunft. Wenn die italienischen Differenzfeministinnen vom Begehren ausgehen, bedeutet dies, dass sie sich nach dem Unbekannten ausrichten. Unser Begehren verweist auf etwas, was es noch nicht gibt, was wir aber wünschen. Um dieses noch nicht Seiende fassen zu können, müssen wir ihm Sprache verleihen. Und indem wir unser Begehren artikulieren, präsentieren wir es uns selbst und unseren Gegenübern. Jede Artikulation ist also zugleich eine Vermittlung – und sie ist angewiesen auf die Präsenz der Dialogpartnerin. Wir brauchen die andere Frau im Gespräch, um eine Sprache zu finden, die sich unserer Gegenwart annähert und ihr einen Sinn gibt. Das Erzählen als gemeinsame Praxis bietet uns die Möglichkeit vom eigenen Erleben auszugehen. Erzählen bedeutet dabei stets, zusammen zu denken. Durch das Zusammen-denken (er)finden wir die Welt, geben ihr Figuren, Formen und Autoritäten. Mit der Artikulation des eigenen Erlebens können wir also die Vielfalt des weiblichen Erlebens sichtbar machen. *Fare Diotima* heisst darum, die Möglichkeiten der Welt aufzuzeigen. Wo Möglichkeiten sind, ergeben sich Divergenzen. Der italienische Differenzfeminismus ist also nicht auf Kohärenz angelegt, sondern entwächst dem Erleben von Verschiedenheit und der Notwendigkeit der ständigen Vermittlung. Konflikte und Diskussionen sind Orte von Politik, weil sie die Vermittlung und das Zusammen-denken für alle Menschen gegenwärtig machen. Zamboni nennt dies ‹Denken in Präsenz›.

Was ist unsere Geschichte?

Anne Wizorek und Katrin Gottschalk konstatierten im Rahmen der Podiumsdiskussion von *Aktivistin.ch*, dass einer feministischen Debatte in der Schweiz die Repräsentationsfiguren fehlten. Tatsächlich ist es in einem Land mit vier

Landessprachen und verschiedensten Medienkanälen schwierig, mit (politischen) Anliegen über Kantons- und Sprachgrenzen hinauszugelangen. Mit Zamboni liesse sich aber grundsätzlich an dieser Politik der Repräsentation zweifeln. Auch mit brillanten Vorzeigefeministinnen kommen wir nicht über den Röstigraben hinaus, wenn wir uns – so meine These – nicht einmal grundsätzlich unserer eigenen Frauengeschichte bewusst werden. Denn was bei *Aktivistin.ch* wie beim FemWo gefehlt hat, war eine systematische Reflexion der Geschlechterverhältnisse früher und deren (vermeintliche) Veränderung bis heute. Bei der einen Veranstaltung fehlten die erfahrenen Frauen, bei der anderen die Bereitschaft zur Auseinandersetzung. Wenn wir aber nicht weiterhin in getrennten Frauenräumen leben wollen, müssen wir in den Dialog treten. Die *Diotima*-Tagung war für mich ein solcher Ort des Dialogs. Ich lernte dort die Frauen der *GrossmütterRevolution* kennen, die mir die Dringlichkeit eines intergenerationellen Dialogs verdeutlichten: Nur weil es wissende und erfahrene Frauen gibt, können wir jungen Frauen heute an gelebte Geschichte anschliessen. Die Differenz an Erfahrung und Lebenszeit zwischen Frauen ist ein Fundus, den wir jungen Frauen nicht leichtfertig ignorieren sollten. Eine «Grossmutter» muss nicht blutsverwandt sein, damit ich dank ihrer Geschichte meine Gegenwart besser verstehen kann. Der intergenerationelle Dialog ist also etwas, was nur in Präsenz geschehen kann und wofür es Zusammenkünfte junger und älterer Frauen braucht.

Was für Frauenräume wollen wir?

Es scheint mir in meiner Generation ein grundlegendes Unwissen bezüglich (Schweizer) Frauengeschichte vorzuherrschen. Sowohl im Schulunterricht als auch an den Universitäten ist diese schlicht und einfach kein Thema. An welche Geschichte knüpfen wir jungen Aktivistinnen also an? Twitter&Co. machen es leicht, sich an Vorbildern in aller Welt zu orientieren und tatsächlich braucht es die dort aktuellen feministischen Impulse, wie etwa jenen der Intersektionalität, damit wir nicht auf dem Auge der Klasse oder der kulturellen Zugehörigkeit blind werden. Aber wenn wir dabei in einem feministischen Anachronismus leben, werden wir nie zu Werkzeugen gelangen, um uns einen gemeinsamen Frauen- und Handlungsraum zu schaffen. Weil sich die erfahrenen Frauen möglicherweise nicht im World Wide Web tummeln, brauchen wir physische Räume, in denen wir uns treffen, in denen wir unsere Geschichte(n) teilen können. Was hier vorliegt, ist meines Erachtens ein Problem der Präsenz: Die fehlende Sichtbarkeit von vergangenen und aktuellen Frauenaktivitäten im öffentlichen Raum, in der Bildung und in den Medien verhindert, dass Frauengeschichte fortgeschrieben wird. Wenn wir wollen, dass die Frauenbewegung eine solidarische und kollektive bleibt, müssen wir selbst Räume schaffen, die einen aktiven Austausch vor allem auch zwischen den Generationen ermöglichen. Nur wenn wir in solchen Räumen die Erfahrung machen können, dass Geschichte von Frauen *gemacht* wurde, dass sie in einem gemeinsamen Raum zu präsenter Erfahrung wird, müssen wir jungen Frauen das Rad nicht neu erfinden – sondern können bestimmen, wohin es rollen soll.